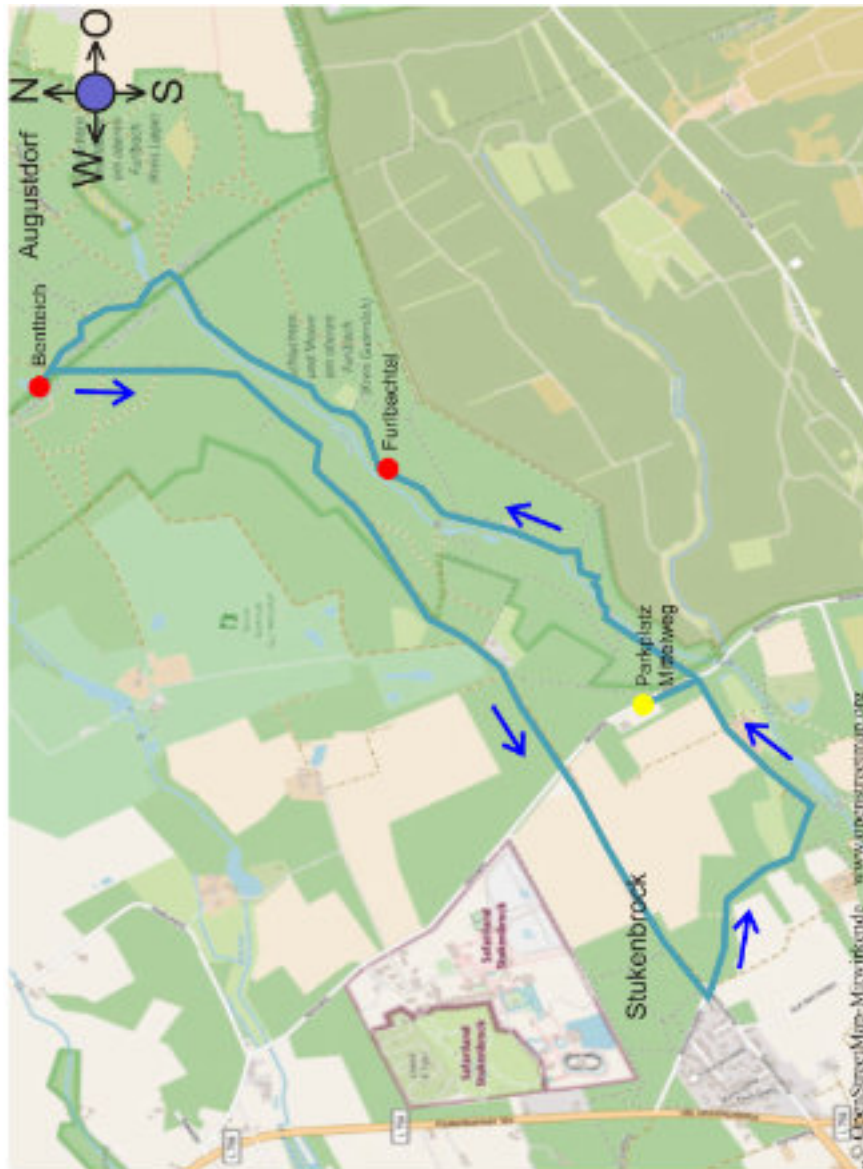




Schluchten und Moore

Ein kleines, schluchtenartiges Naturjuwel in der Senne bei Bielefeld ist unser Ziel. Schluchten in der Senne? Kaum zu glauben! Die Region zwischen Bielefeld, Paderborn und Gütersloh gilt vor allem als flache Sand- und Heidelandschaft mit entspannten, steigungsfreien Radwanderwegen. Doch dieser Eindruck täuscht: Der Furlbach hat sich über Jahrtausende tief durch die weichen Sandschichten einer eiszeitlich geprägten Landschaft gegraben. Dabei entstand das wildromantische Furlbachtal mit seinen steilen Hängen, sandigen Böschungen und naturnahen Bachläufen.

Start: Parkplatz Stukenbrock, Mittelweg **Weg:** 8 km **Höhenmeter:** 40 m
Einkehr: Keine

Auf dieser Tour durch das Furlbachtal bei Augustsdorf lernen wir ein wildes, urwaldartiges Schluchttal mit einer bewegenden Geschichte kennen. Am Rande des Teutoburger Waldes, der sogenannten „Senne“ formten die Gletscher während der Saale-Eiszeit vor 200.000 Jahren und der Weichsel-Eiszeit vor etwa 10.000 Jahren eine ausgedehnte Wüstenlandschaft. Die abfließenden Schmelzwasser lagerten vom Eis zerriebenen Sandstein aus dem Teutoburger Wald in mächtigen Schichten ab. Die Sennebäche erodierten Schluchten in die riesigen Sandab-

lagerungen und bildeten die sogenannten Karstentäler, während der Wind die heutige Dünenlandschaft schuf. In den Ausblasungswannen der Dünen entstanden Tümpel, Sümpfe und Heidemoore. Doch auch der Mensch gestaltete diese einzigartige Landschaft erheblich mit. Die „Wüste Senne“ war für unsere Ahnen kein begehrtes Siedlungsland. Der nährstoffarme Sandboden war wenig geeignet für die Landwirtschaft. Um die Senne dennoch nach dem Dreißigjährigen Krieg zu besiedeln, lockten die Landesherren Siedler mit Steuerbefreiungen an. Doch die Erträge der

Bauern reichten kaum zum Überleben. Um mehr landwirtschaftlich nutzbare Flächen zu gewinnen, wurde der Wald gerodet, die Karstentäler durch Sandabstich verbreitert und Dünen eingeebnet. Die Waldrodung führte jedoch zu einer Holzknappheit. Nur Reiche konnten sich noch Brennholz leisten. Den Armen blieb nur die Möglichkeit, Holz unter Lebensgefahr zu stehlen oder den anstrengenden Abbau von Plaggen (durchwurzelter Oberbodenstücke - Heidekrautvegetation). Die Plaggen wurden auch in den Viehställen gestreut und mit dem Viehdung als Dünger auf die Äcker aufgetragen. Durch den Plaggenabbau entstanden große Sandflächen, die durch den Wind zu Wanderdünen wurden und Orte wie Augustdorf bedrohten. Erst im 19. Jahrhundert konnte die Gefahr durch Aufforstung gebannt werden.

Der Pickert ist eine einfache, aber sehr leckere Spezialität aus dem Lipperland. Der Pickert war ein typisches „Arme-Leute-Essen“, denn die meisten Grundzutaten – Kartoffeln, Mehl, Hefe und Milch – waren eigene Erzeugnisse. Er war daher billig und zugleich auch sehr nahrhaft. Gerade die ländliche Bevölkerung des damaligen Fürstentums Lippe (dies entsprach nahezu dem heutigen Kreis Lippe im östlichen Nordrhein-Westfalen), verpflegte sich noch bis in die 1930er Jahre hinein nur von dem, was sie auf dem eigenen oder gepachteten Acker anbaute. Und das waren meistens Kartoffeln!

Not macht ja erwiesenermaßen erfinderisch und so kreierten die lippischen Hausfrauen zahlreiche Kartoffelrezepte. Diese teilweise sehr leckeren Rezepte gerieten nach dem zweiten Weltkrieg häufig in Vergessenheit, werden aber jetzt wiederentdeckt.

Der Pickert war und ist eines der einfachsten Gerichte und blieb daher wohl zumindest im Lippischen immer „in aller Munde“. Man brauchte nicht einmal eine Pfanne, denn der Pickert wurde früher direkt auf der blanken Herdplatte des Küchenherdes gebacken. Dazu wurde die Herdplatte natürlich blank geputzt und dann mit einem Stück Speckschwarte gründlich eingefettet. Nun wurde der Teig in einer etwa 4 cm dicken Schicht auf der Herdplatte verteilt und beidseitig goldbraun gebacken. Nur weil die Herde damals lediglich mit Holz oder Torf befeuert wurden (Kohle war einfach zu teuer), war dies möglich. Ein Kohlefeuer hätte den Geschmack des Pickerts unangenehm beeinträchtigt. Der fertige Pickert wurde dann in Streifen und kleinere Stücke geschnitten. Diese Stückchen schnitt man dann in der Mitte flach auf und schmierte gute Butter aus eigener Herstellung hinein.

Alternativ nahm man auch gern geräucherte lippische Leberwurst – meist vom eigenen Schwein. Beides – Butter und Leberwurst – schmolz auf dem noch warmen Pickert und schmeckte dadurch besonders gut.

Wer es lieber süß mochte, der bestrich

seinen Pickert mit Rübenkraut – natürlich auch selbstgemacht.

Doch hier nun endlich das Rezept für etwa 10 Ur-Pickerts:

500 g Kartoffeln

500 g Mehl

35 g frische Hefe (oder ein Päckchen Trockenhefe)

5 Eier

1 Teelöffel Salz - wenig Zucker (nur zum Abschmecken)

Wir starteten vom Parkplatz Mittelweg zu dieser 3-stündigen erlebnisreichen Wandertour und folgten dem Bachlauf

aufwärts bis zum „Bentteich“. Der Rückweg gestaltet sich als leichter Spazierweg. In dieser Landschaft sehen wir Dünen, Moore, Trockentäler mit Wollgras, und Heide- Blaubeerflächen, und mit etwas Glück sehen wir einen Eisvogel oder eine Wasserramsel.



Leben auf kargem Boden

Die „Wüste Senne“

Die Senne gehört zu den außergewöhnlichsten Landschaften Deutschlands. Am Südrand des Teutoburger Waldes erstreckt sich eine weite Sandlandschaft, die oft als „Wüste mitten in Europa“ bezeichnet wird. Entstanden ist sie durch die gewaltigen Schmelzwasser der Saale- und Weichsel-Eiszeit, die mächtige Sandschichten aus zerriebenem Sandstein ablagerten. Was heute mit seinen Heideflächen, Dünen und Kiefernwäldern als einzigartige Naturlandschaft geschätzt wird, stellte für die Menschen vergangener Jahrhunderte jedoch eine große Herausforderung dar. Für unsere Vorfahren war die Senne keineswegs ein begehrtes Siedlungsgebiet. Der lockere Sandboden speicherte kaum Nährstoffe und nur wenig Wasser. Während auf fruchtbaren Lössböden ertragreiche Landwirtschaft möglich war, mussten die Menschen in der Senne mit kargen Ernten auskommen. Roggen, Buchweizen oder Hafer wuchsen zwar, doch die Erträge blieben gering. In trockenen Sommern vertrockneten die Pflanzen oft schon auf den Feldern, und starke Winde verwehten den feinen Sand.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) waren viele Landstriche verwüstet und entvölkert. Ganze Dörfer lagen brach, und zahlreiche Höfe standen leer. Auch die Landesherren litten unter den Folgen des Krieges, denn unbewohntes Land

brachte weder Steuern noch wirtschaftlichen Nutzen. Deshalb versuchten sie, neue Siedler für die Senne zu gewinnen.

Um Menschen zur Ansiedlung zu bewegen, gewährten die Landesherren großzügige Vergünstigungen. Wer bereit war, sich auf dem unwirtlichen Sandboden niederzulassen, erhielt oftmals Steuerbefreiungen für mehrere Jahre. Teilweise wurden Bauholz oder Land zur Verfügung gestellt. Diese Anreize sollten den schwierigen Neuanfang erleichtern und die Besiedlung der dünn bewohnten Landschaft fördern.

Für viele Menschen war dies die einzige Chance auf ein eigenes Stück Land. Besonders arme Familien, Tagelöhner oder Knechte hofften, in der Senne eine neue Existenz aufzubauen. Doch schon bald zeigte sich, dass der Traum vom eigenen Hof mit harter Arbeit und vielen Entbehrungen verbunden war. Schafe waren besonders gut an die trockenen Heideflächen angepasst und spielten über Jahrhunderte eine wichtige Rolle in der Senne.

Die Landwirtschaft blieb mühsam. Der sandige Boden lieferte nur geringe Erträge, sodass die Ernten oft kaum ausreichten, um eine Familie zu ernähren. Viehhaltung war ebenfalls schwierig, da saftige Wiesen fehlten und das Futter knapp war. Viele Bauern hielten nur wenige Schafe, Ziegen oder magere Rinder. Schafe waren besonders gut an die trockenen Heideflächen an-

gepasst und spielten über Jahrhunderte eine wichtige Rolle in der Senne.

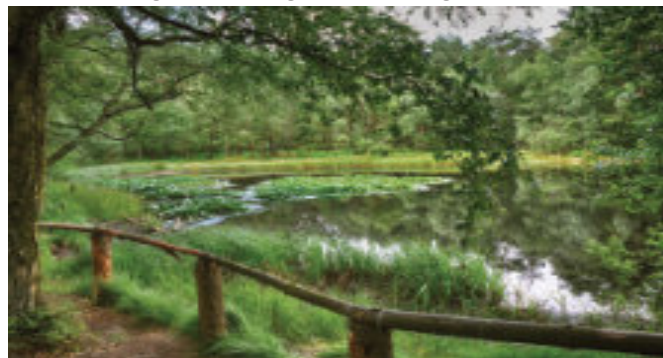
Um ihren Lebensunterhalt zu sichern, mussten die Bewohner zusätzliche Einkommensquellen finden. Manche arbeiteten als Heideschäfer oder verdingten sich als Handwerker, Fuhrleute oder Waldarbeiter. Andere sammelten Heideplaggen, Torf oder Brennholz. Die Heide diente außerdem als Weidefläche und das Heidekraut wurde als Einstreu für die Ställe genutzt. Zusammen mit dem Mist entstand daraus ein wertvoller Dünger für die nährstoffarmen Felder.

Das Leben in der Senne war von Sparsamkeit geprägt. Lebensmittel wurden sorgfältig eingeteilt, Kleidung immer wieder geflickt und Werkzeuge möglichst lange genutzt. Missernten konnten schnell zu Hunger führen. Dennoch gaben viele Familien ihre Höfe nicht auf. Mit großem Fleiß und bemerkenswerter Ausdauer trotzten sie den schwierigen Bedingungen und schufen sich Schritt für Schritt eine Heimat.

Gleichzeitig entstand durch die jahrhundertelange Nutzung eine einzig-

artige Kulturlandschaft. Die Beweidung mit Schafen, das Abplaggen der Heide und die extensive Bewirtschaftung verhinderten, dass sich der Wald wieder ausbreitete. So entwickelten sich die heute typischen Heideflächen, Sandmagerrasen und offenen Dünen, die zahlreichen seltenen Tier und Pflanzenarten einen Lebensraum bieten.

Heute erscheint die Senne vielen Besuchern als stille und faszinierende Naturlandschaft. Wanderer genießen die weiten Ausblicke, die blühende Heide und die besondere Atmosphäre dieser Region. Kaum jemand ahnt jedoch, wie entbehrungsreich das Leben der Menschen hier einst war. Die Geschichte der Senne erzählt von Mut, Ausdauer und der Fähigkeit, selbst unter schwierigsten Bedingungen eine Zukunft aufzubauen. Sie erinnert daran, dass die Landschaft, die wir heute als schützenswertes Naturparadies erleben, zugleich das Ergebnis harter menschlicher Arbeit und jahrhundertelanger Anpassung an eine außergewöhnliche Umwelt ist.





Die Armen der Senne

Im letzten Winter, als abwechselnd durch Schnee und Regen, alle Wege durch die Senne ungangbar gemacht waren, hatte in jener Hütte, welche jetzt als Trümmer vor uns lag, die Noth ihren Gipfel erreicht. Ein junger Bauer verlor sein Weib, was ihm sechs kleine Kinder hinterließ. Sie zu ernähren, war das wenige Geld, was er aus Friesland mitbrachte, bald drauf gegangen und eine gänzliche Mißerndte machte, daß seine Scheune diesen Winter ohne den gehörigen Vorrath von Früchten blieb. Dazu kam noch das lange Darniederliegen des Leinen-Handels, der von England aus mit so großem Erfolg betrieben wird, und der den Bauern jener Gegend, welche früher das Garn mit Nutzen zu Markte trugen, jetzt jede Möglichkeit nimmt, ihr Leben dadurch zu fristen. – Alles hätte den jungen Bauer indeß noch nicht niederbeugen können, denn noch blieben ihm ja zwei tüchtige Fäuste, die zu jeder Arbeit bereit waren, und bei dem Bau des Armin-Denkmal in jener Zeit, gerade die beste Gelegenheit dazu fanden. – Aber, wie durfte er sich Tagelang von seiner Hütte entfernen, – sechs Kinder kauerten halb nackt am Feuer und im Winkel der Stube lag auf

hartem Strohlager der alte Vater, krummgezogen von der Gicht, von den fürchterlichsten Schmerzen geplagt, – der weinend seine Knie umfaßte und ihn bat, nicht davon zu gehen. – Mehrere Male war schon das größte der Kinder in das nächste Dorf geschickt zu dem Prediger. „Der Vater sei so krank,“ieß man ihm sagen, „er möge doch mit den Sterbesakramenten kommen.“ Der Pastor war jedesmal erschienen, – aber wozu der Trost schöner Worte? – Man ließ ihn rufen, weniger der Gottseligkeit wegen, als daß er noch ein Mal die Noth sähe, noch ein Mal eine Unterstützung auswirkte, oder vielleicht noch ein Mal in die eigne Tasche griffe; denn der kranke Vater machte noch keine Sterbemiene; – sechszehn Wochen lag er schon am Boden, er war an Schmerzen gewöhnt, er wollte leider noch nicht sterben. – So ging der halbe Winter vorüber, die Gegend war von dichtem Nebel umhüllt; – bald konnte man kein Kind mehr hinausschicken, – es wäre in den sumpfigen Wegen, im Schnee, auf den unsichern Sandschichten unrettbar verloren gewesen; – die Hilfe der Nachbarn wurde durch die vielen Armen immer kleiner, manchmal blieb sie ganz aus, und vom

Hunger gestachelt, jammerten dann die Kinder in der Hütte umher.

– Als die Sonne wieder einmal roth hinter den fernen Bergen hinabgesunken war, und in und um die Hütte das tiefste Dunkel lag, schleicht der junge Bauer aus der Thür, geht an die Wand, hinter welcher der kranke Vater lag, er schauert zusammen, zerdrückt noch eine Thräne im Auge – und mit kräftigem Stoß reißt er die morsche Lehmwand auseinander. – Der Kranke, gänzlich erschöpft, ist gerade in festen Schlaf versunken, er merkt nicht, daß ihm der kalte Nachtwind über das Gesicht streicht, und als er endlich wach wird, sich nicht von der Stelle bewegen kann und um Hilfe

wimmert, – da hört ihn Niemand, – man ist an das Jammern gewöhnt; – der Sohn verbirgt sein Gesicht im Stroh, – die Kinder schlafen. – Der Nebel ist indeß verschwunden, – in der Nacht wird es sternhell, – es wird bitter kalt. – Um Mitternacht ist der Alte schon besinnungslos – als der Morgen kommt ist er todt. – Jetzt hat der junge Bauer nur noch für die Kinder zu sorgen. Nach einigen Tagen sieht man die Hütte in Flammen aufgehn. – Der Eigenthümer steckte sie selbst in Brand, und zieht mit den Kindern auf die nächsten Dörfer um zu betteln.

Quelle: Georg Weerth, aus Deutsches Bürgerbuch für 1845, C. W. Leske „Wikisouce“



Bild ist KI generiert



Der alte Baum

Ein alter Baum am Wegesrand
erzählt vom Leben, alt und weise.
„Ich sah die Wälder einst erblühen,
doch Müll und Abgase kamen leise.

Ich sah den Müll an meinen Wurzeln,
die Flüsse trüb, die Luft voll Rauch.
Nun wird die Erde immer wärmer –
und meine Äste spüren's auch.

Drum nehmt meine Worte mit,
denn diese Welt gehört uns nicht.
Was ihr heute bewahrt und pflegt,
sorgt dafür, dass morgen noch Leben entsteht.

